

Algernon  
Blackwood

# DER ZENTAUR

Aus dem Englischen von Usch Kiausch

FESTA

Die englische Originalausgabe *The Centaur*  
erschien 1911 im Verlag Macmillan.  
Copyright © 1911 by Algernon Blackwood

1. Auflage September 2014  
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-341-9  
eBook 978-3-86552-342-6

# 1

*»Wir mögen uns im Universum vielleicht in einer ähnlichen Lage befinden wie die Hunde und Katzen in unseren Bibliotheken, wo sie unsere Bücher sehen und unsere Unterhaltung hören, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, was das alles bedeutet.«*

James William, *Das pluralistische Universum*

*»Was am meisten über einen Menschen aussagt, sind seine Visionen. Wen interessieren schon Carlyles, Schopenhauers oder Spencers logische Überlegungen? Eine Philosophie drückt das Innerste eines Menschen aus, und alle Definitionen des Universums stellen nichts anderes dar als die willkürlichen Annahmen von Menschen, die je nach Wesensart darauf reagieren.«*

*Ebenda*

»Es gibt gewisse Menschen, die – unabhängig von Geschlecht oder Liebenswürdigkeit – sofort persönliche Neugier in uns wecken. Diese Gruppe ist klein, aber ihre Mitglieder sind deutlich auszumachen. Sie müssen nicht unbedingt Vermögen oder gutes Aussehen besitzen, auch nicht jene Gabe weiser Voraussicht, die dumme Leute als pures Glück bezeichnen. Aber sie haben etwas Anspornendes an sich, das verrät, dass sie das Schicksal in die eigene Hand genommen, dessen ungestümen Hals in ein Geschirr gespannt und Zaumzeug und Zügel fest im Griff haben.

Wenn wir in ihrer Gegenwart einen Augenblick innehalten, um zu begreifen, was sie eigentlich vor anderen auszeichnet, ist den meisten von uns bewusst, dass uns nicht nur die Neugier dazu treibt, sondern auch der Neid. Denn sie haben sich genau das Wissen angeeignet, um das wir anderen uns ständig vergeblich bemühen. Auch wenn uns das sozusagen nur beiläufig auffällt, kommen wir damit der Wahrheit ziemlich nahe. Denn alle diese Menschen haben

miteinander gemein, dass sie etwas gefunden und in Besitz genommen haben, das nur *ihnen* eigen ist. Man sieht es ihren Gesichtern und Augen an. Auf uns unbekannte Weise haben sie das entscheidende ›Teilchen‹ entdeckt, das ihnen das ganze verblüffende Puzzlespiel erspart. Sie wissen, wo sie hingehören, und deshalb auch, worauf sie zusteuern. Mehr noch: Sie befinden sich bereits auf dem Weg dorthin und entgehen dadurch der Beschränktheit des Daseins, die den meisten Menschen zu schaffen macht.

Schon aus diesem Grund«, fuhr O'Malley fort, »sind mir die Begegnungen mit jenem Mann unvergesslich. ›Schon aus diesem Grund‹ sage ich, weil es von Anfang an einen weiteren Grund gab. Wahrscheinlich fiel mir bei seinem Anblick als Erstes auf, wie ungewöhnlich kräftig, genauer gesagt, wie massig alles an ihm wirkte – Kopf, Gesicht, Augen, Schultern, ja, besonders der Rücken und die Schultern. Als ich diesen riesigen herumschleudernden Mann in Marseille auf dem Deck meines Dampfers entdeckte, erregte er meine Aufmerksamkeit, noch ehe er sich zu mir umdrehte und der Ausdruck auf seinem imposanten Gesicht nicht nur weitere Neugier, sondern auch Interesse und Neid in mir weckte. Dieser Ausdruck verriet die Selbstsicherheit, die sich aus Wissen speist, doch auch einen Anflug von Verblüffung, als hätte er dieses Wissen erst vor kurzer Zeit erworben. Allerdings war es kein Zeichen von Verwirrung, eher das leichte Staunen eines erfreuten Kindes – ein fast animalisches Staunen –, das aus den großen braunen Augen sprach ...«

»Willst du damit sagen, dass dir zunächst die körperliche Eigenart auffiel und die psychische erst danach?«, fragte ich, damit er beim Thema blieb, denn die Fantasie trug diesen Iren gern davon, sodass er zu plötzlichen Abschweifungen neigte.

Er bemerkte den Wink und lachte gutmütig. »Ja, ich glaube, so war es«, erwiderte er und wurde sofort wieder ernst. »Zunächst war es wohl der Eindruck ungewöhnlicher Massigkeit, der meinen Spürsinn, Gott weiß, warum, weckte, alles andere kam erst später. Anders als bei vielen stämmigen Menschen verbarg der Körpervumfang nichts, sondern *offenbarte* eher etwas. Seinerzeit konnte ich natürlich keine Verbindung zwischen seinem Äußeren und dem Inneren erkennen. Ich spürte bei diesem Mann nur eine

überwältigende Anziehungskraft und wollte mich unbedingt mit ihm anfreunden. So geht es mir ja recht oft, weißt du«, fügte er hinzu und warf das in die Stirn gefallene Haar entnervt zurück. »Ich gebe viel auf erste Eindrücke. Ich kann nur sagen, dass ich von dem Mann wie besessen war, alter Freund.«

»Das glaube ich dir aufs Wort«, gab ich zurück. Denn Terence O'Malley hatte sein Leben lang nie halbe Sachen gemacht.

*»Der freundliche wallende Wilde, wer ist er? Harrt er der Zivilisation oder hat er sie hinter sich und beherrscht sie?«*

Walt Whitman, *Grasblätter*

*»Wir, die Menschen von heute, leben in einem eigentümlichen Gesellschaftszustand, den wir den der Zivilisation oder auch Kulturzustand nennen, der aber selbst den größten Optimisten unter uns nicht als ein durchweg wünschenswerter Zustand erscheint. Es gibt sogar Leute, die zu glauben geneigt sind, dass er ein Krankheitszustand sei, den die verschiedenen Menschenrassen durchzumachen haben (...) Die Geschichte erzählt uns wohl von vielen Nationen, die von dieser Krankheit ergriffen wurden, von vielen, die ihr erlegen sind, von einigen, die noch an ihr leiden; aber wir kennen noch keinen einzigen Fall, in dem eine Nation sich von ihr wieder erholt und durch sie hindurchgegangen und zu einem normalen und gesunden Zustand gelangt wäre. Mit anderen Worten: Die menschliche Gesellschaft ist unseres Wissens, sobald sie in ihrem Entwicklungsprozess in das Stadium der Zivilisation getreten ist, noch nie über eine bestimmte und, wie es scheint, endgültige Stufe hinausgekommen. In allen Fällen, die wir bisher beobachten konnten, ist das Volk, das auf dieser Stufe angelangt war, entweder der Krankheit erlegen oder in einer Art Stillstand verblieben.«*

Edward Carpenter, *Die Zivilisation*

O'Malley hatte seinerseits Eigenarten, die gewöhnliche Menschen geradezu herausforderten, sich mit seiner Person zu befassen. Bei ihm hatte sich irisches und schottisches Blut mit englischem gemischt, wobei der irische Anteil vorherrschte und das keltische Erbe stark ausgeprägt war. Er war ein Mann von robuster Gesundheit, dem an persönlicher Bereicherung nichts lag, ein Mensch, den

es hierhin und dorthin zog und der freiwillig das Leben eines Außen-seiters führte. Bis zu seinem Tod lebte er wie ein Wandervogel, stets von der Hand in den Mund, und wurde nie richtig erwachsen. Offenbar war ihm das »Erwachsenwerden« im üblichen Sinne auch gar nicht möglich, denn sein Leitspruch war das Gegenteil von *nil admirari* (sich über nichts wundern). Die Phase, in der man fortwährend über geheimnisvolle Dinge staunt, hatte er nie hinter sich gelassen. Ständig versuchte er, das gewaltige Horoskop des Lebens zu enträtseln, gelangte aber nie weiter als bis zum *Palast der Wunder*; auf dessen Schwelle er zweifellos das Licht der Welt erblickt hatte. Gern sagte er, die Zivilisation habe die Menschen geblendet und ihre Augen mit Staub anstelle von Visionen gefüllt.

Zwar war er ein glühender Anhänger des Lebens in freier Natur, doch hin und wieder richtete sich sein stark ausgeprägter Forschungsdrang auch auf spirituelle Dinge, und dann ließ er die Außenwelt wie Unrat hinter sich und schien in einen rauschartigen Zustand zu fallen. Das geschah jedoch niemals in Städten oder inmitten seiner sich abrackernden, zusammengepferchten Mitmenschen, sondern nur, wenn er sich außerhalb, an abgeschiedenen Orten aufhielt, wo nur der Wind und die Sterne ihm Gesellschaft leisteten. Dort tauchte er manchmal in ein Stadium der Verzückung und Entrückung ein, erhaschte einen Blick auf die lange Prozession der Götter, deren letzte sich ihm näherten, und ertappte die Ewigkeit in einem Moment der Bewegung.

Denn die Launen der Natur erfassten ihn wie Flammen, brannten sich ihm wie Wesenheiten ein, so stark und plastisch, als wären es menschliche Wesen. Und sie hatten für ihn ebenso unterschiedliche Eigenarten: Der Wald schenkte ihm Liebe und Zärtlichkeit, das Meer mit seiner Magie weckte Ehrfurcht in ihm, die Ebenen und weiten Horizonte vermittelten wie weise, alte Gefährten inneren Frieden und Stille voller Wehmut. Hingegen erschreckte ihn die Schönheit der Berge, weil er sie nicht recht begreifen konnte. Das mochte daran liegen, dass er die Stimmung, die sie ausstrahlten, spirituell nicht nachvollziehen konnte.

Kurzum: Er empfand den Kosmos als beseelt und er offenbarte sich ihm in den Launen der Natur. Nur sie lösten bei ihm diese Phasen des Hochgefühls und des erweiterten Bewusstseins aus. Die

Natur stieß die Tore zu seinem tieferen Innenleben weit auf, drang in ihn ein, nahm von ihm Besitz, umfing sein kleineres Ich mit ihrer ungeheuren Wesenheit und ließ es damit verschmelzen.

Was das moderne Leben betraf, so hatte O'Malley reichlich Erfahrung damit gemacht und bewies in dieser Hinsicht gelegentlich sogar ein scharfes Urteilsvermögen. Doch zugleich schäumte unter dieser Oberfläche die ganze Zeit über das unruhige Meer seltsam ungezügelter primitiver Instinkte. Ihm lag eine nicht zu stillende Sehnsucht nach der Wildnis sozusagen im Blut, ein heftiges, unersättliches Verlangen. Allerdings ging es dabei im Grunde um etwas viel Größeres als nur um die ungezähmte Natur. Die Wildnis war ihm nur ein Symbol, ein erster Schritt, der auf eine Fluchtmöglichkeit hinwies. Die Hetze und den Erfindungsreichtum des modernen Lebens empfand er als quälendes Fieber. Er verabscheute die unzähligen Winkelzüge der Zivilisation. Da er aber auch, zumindest ansatzweise, zur Selbstkritik fähig war, ließ er sich nur selten völlig gehen, denn vor seinen ungezügelten primitiveren Instinkten hatte er selbst Angst – Angst davor, von ihnen überwältigt zu werden. Falls er ihnen völlig nachgab, würde, wie ihm klar war, irgendetwas Schreckliches geschehen, das er jedoch nicht näher bestimmen konnte. Eine nicht benennbare Gewalt würde die Grundlagen seines Daseins dann so erschüttern, dass er mit der Welt würde brechen müssen. Die instinktiven Begierden betrachtete er als ein seelisches »Herumwildern«, dem er sich verweigern musste, da sonst die Auflösung, die Spaltung seiner Persönlichkeit drohte – und damit der Verlust der eigenen Identität.

Wenn das innere Aufbegehren so heftig wurde, dass er es kaum noch unterdrücken konnte, zog er sich in die Einöde zurück, um sich wieder in den Griff zu bekommen. Dieser Versuch, die innere Ordnung wiederherzustellen, führte zwar zu vorübergehender Beruhigung, hatte aber nie tief greifende Wirkung. Im Gegenteil: Nach der kurzen Auszeit verstärkten und vervielfältigten sich seine Sehnsüchte sogar noch, und oft rückte deren Befriedigung in gefährliche Nähe. »Eines Tages«, sagten seine Freunde, »wird der Damm brechen.« Diese Prophezeiung konnte man zwar unterschiedlich deuten, aber sie hatten recht, wie auch O'Malley klar war.

Kurz gesagt litt er ständig unter starken Stimmungsschwankungen

und tat sich schwerer als die meisten anderen damit, das zugrunde liegende Ich zu erkennen, das diese äußeren Symptome, maskiert als vollständige Persönlichkeitsänderungen, hervorbrachte.

Das zugrunde liegende Ich, das all diese Projektionen in sich vereinte, gehörte zu dem Typus, den Henry Woodd Nevinson auf den ersten Seiten seines genialen Büchleins *The Plea of Pan* so trefflich charakterisiert hat. Zum Normalbürger taugte O'Malley nicht, und das wusste er auch. Hin und wieder schämte er sich sogar dafür.

Gelegentlich, auch in der Zeit dieses besonders »denkwürdigen Abenteurers«, das er als Dreißigjähriger erlebte, arbeitete er als Auslandskorrespondent. Doch selbst in dieser Funktion war er der Typ von Journalist, der Nachrichten nicht nur sammelt, sondern sie auch ausgräbt, enthüllt und produziert. Seine Auftraggeber, ältere Redakteure, waren so klug, sich ihre Profession ins Gedächtnis zu rufen, wenn sein Manuskript eintraf. In jener Zeit hatte man O'Malley mit Recherchen über die im Kaukasus lebenden Gebirgsstämme beauftragt. Einen besseren Mann hätte man dafür kaum finden können, denn er hatte ein Auge für Schönheit und die menschliche Natur, ein Gespür für alles Lebendige und Malerische und darüber hinaus die Fähigkeit, seine stark ausgeprägten Emotionen unmittelbar in knappe, treffende Formulierungen umzusetzen.

Als ich ihn kennenlernte, hatte er keinen festen Wohnsitz, da er ständig unterwegs war. Allerdings hatte er in der Nähe von Paddington nach wie vor ein schäbiges kleines Zimmer behalten, in dem sich Bücher und Papiere stapelten – von Staubschichten überzogen, aber zumindest sicher untergebracht. Als O'Malleys Tod mich zum Nachlassverwalter seiner Habseligkeiten machte, stieß ich dort auch auf die Manuskripte, in denen er seine Abenteuer festgehalten hatte. Der Schlüssel zu diesem Zimmer, sorgfältig mit einem beschrifteten Anhänger versehen, steckte in seiner Hosentasche. Und dieses einzige Anzeichen praktischer Vorsorge, das ich je bei ihm bemerkt habe, bewies, dass sich irgendetwas in diesem Zimmer befinden musste, das er als wertvoll – wertvoll für andere – betrachtete. Gewiss waren es nicht die bunt zusammengewürfelten Bücher aus zweiter Hand, auch nicht die unzähligen unbeschrifteten Fotografien und Zeichnungen. Deshalb fragte ich mich sofort, ob das, was O'Malley für so wertvoll gehalten hatte, seine

handschriftlichen Manuskripte von Geschichten und Episoden und seine Notizen sein konnten. Ich fand sie, beinahe ordentlich aufgestapelt und mit Titeln versehen, in einem schmutzigen Seesack aus grünem Segeltuch.

Manches davon hatte er mir erzählt (anschaulicher, als er es zu Papier gebracht hatte), anderes war mir neu, vieles unvollendet. Doch sämtliche Manuskripte waren, gelinde gesagt, ungewöhnlich. Und alles, was darin festgehalten war, hatte er offensichtlich irgendwann während seiner Arbeit als freier Journalist und Auslandskorrespondent persönlich erlebt, auch wenn er hier und da E. T. A. Hoffmanns Kunstgriff gefolgt war, die Handlung aus der Perspektive eines Alter Ego zu schildern, um die eigene Rolle dabei zu verschleiern. Die Geschichten, die er mir mündlich übermittelt hatte, entsprachen meinem Gefühl nach der Wahrheit, zumindest *seiner* Wahrheit. Sie waren keinesfalls bloß erfunden, sondern in visionären Momenten entstanden, denen wirkliche Ereignisse zugrunde lagen.

Zehn Menschen werden in ebenso vielen Versionen beschreiben, wie eine Schlange ihren Weg kreuzte. Aber außer diesen zehn Menschen existiert oft noch ein elfter, der mehr sieht als die Schlange, den Weg und die Bewegung. Ein solcher elfter Mensch war O'Malley. Er sah die Dinge als Ganzes, verfügte über eine innere »Vogelperspektive«, während die anderen zehn nur bestimmte Aspekte aus unterschiedlichen Perspektiven erfassten. Häufig beschuldigte man ihn deshalb, Geschichten mit frei erfundenen Einzelheiten auszuschmücken; in Wirklichkeit hatte er diese Einzelheiten gespürt, ehe sie überhaupt in Erscheinung getreten waren. Als es so weit war, hatten die anderen den Schauplatz bereits verlassen.

Damit will ich sagen: In alltäglichen Ereignissen sah er im Unterschied zu seinen Mitmenschen größere Strömungen am Werk. Bei den kleinsten Veränderungen von Zeit und Raum – sei es, dass eine Minute verstrichen, sei es, dass eine Meile zurückgelegt worden war – erfasste er sofort das Gesamtbild. Während die anderen zehn sich wortreich über den Namen der Schlange ausließen, fesselten ihn die Schönheit des Weges, das geschmeidige Gleiten des Reptils, die Eigenarten der Naturkräfte, die alles vorantrieben, hemmten oder veränderten.

Während die anderen überlegten, wohin die Schlange unterwegs war, und deren Länge in Zentimetern und ihre Geschwindigkeit in Sekunden berechneten, achtete er nicht auf solche oberflächlichen Details, sondern ließ sich sozusagen auf den existenziellen Kern dieser Kreatur ein. Diese Besonderheit, die ihm wie allen Menschen mit mystischen Neigungen zu eigen war, drückte sich bei ihm auch in einer gewissen, seltsamen Verachtung der Ratio aus. Bloßes Geistesvermögen, auf das die moderne Welt so viel Wert legt, empfand er als saft- und kraftlos, als bloßen Kult um die äußere Form. Denn dieses Geistesvermögen war seiner Ansicht nach nicht in der Lage, die wesentliche, innere Wahrheit zu erfassen, die sich nur im eigenen Dasein und im eigenen Gefühl offenbart. Kurz gesagt hielt er die intellektuelle Herangehensweise für die des Kritikers, aber nicht für die eines kreativen Menschen. Und einen Mangel an Fantasie betrachtete er als schlimmste Form der Dummheit.

»Diese nüchternen, unfruchtbaren Geister!«, rief er zuweilen aus, wenn sein keltisches Temperament wieder einmal mit ihm durchging. »Wo, frage ich dich, haben die Philosophien und Wissenschaften dieser Welt je auch nur eine einzige Seele einen Zentimeter weitergebracht und glücklicher gemacht?«

Jeder armselige Träumer in seiner Dachmansarde, der bei trübem Licht sein Netz der Schönheit spann, galt ihm mehr als die schärfste kritische Intelligenz, die jemals existiert hatte. Denn dieser Träumer in der Dachkammer, meinte er, versuche zumindest etwas auszudrücken, das Gott ihm zugeflüstert habe, mochten seine Worte, Bilder oder Töne noch so unzulänglich sein. Der Kritiker hingegen zerstöre lediglich menschlichen Gehirnen entsprungene Gedankengebäude.

Diese Geisteshaltung O'Malleys muss ich an dieser Stelle erwähnen, weil sie Licht auf die folgenden Ereignisse wirft. In gewisser Weise – das Wie und Warum ist schwer zu erklären – hielt er Ratio und Intellekt, in der modernen Gesellschaft so hochgehalten, für maßlos überschätzt. Das menschliche Bewusstsein befasste sich seiner Ansicht nach viel zu eingehend damit, wies beidem in der »Ökonomie der Seele« einen viel zu wichtigen Platz zu. Sie zu vergöttern, sagte er, bedeute, hohle und unzulängliche Götzen zu schaffen. Die Vernunft müsse über die Weiterentwicklung der Seele wachen, dürfe jedoch niemals das Ziel dieser Weiterentwicklung

sein. Ihre Aufgabe sei lediglich die eines Schmirgelpapiers, das Auswüchse abschleift. Wenn man die Vernunft vergötterte, messe man einem einzelnen Element unangemessene Bedeutung bei.

Nicht dass er ein solcher Narr gewesen wäre, die Vernunft völlig von ihrem Sockel zu stoßen, er wollte ihr lediglich einen »angemessenen Platz« zuweisen. Und er hielt sich für »weise« genug – bewusst benutzte er nicht das Wort »klug« – zu beurteilen, wie wenig sie in seelischen Dingen nützte. Seiner Ansicht nach gab es ein tiefer greifendes Verständnis des Lebens und der Welt, als die Vernunft es je vermitteln würde. Offenbar meinte er damit ein inneres, naturgegebenes Verständnis.

»Der größte Lehrer, den wir je hatten«, hörte ich ihn einmal sagen, »gab nichts auf den Verstand. Und wer, sag mir, kann durch eigenes Forschen Gott auf die Schliche kommen? Doch was sonst würde das Erforschen lohnen ...? Heißt es nicht *wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen?* Ein Kind erspürt Dinge und erschließt sie sich niemals durch logisches Denken. Wie werden die Geistesriesen vor dem großen weißen Thron dastehen, wenn ein einfacher Mensch mit dem Herz eines Kindes sie alle überflügelt?«

Ein anderes Mal kam er auf die Natur zu sprechen. »Ich bin davon überzeugt«, erklärte er, obwohl sein nachdenklicher Blick verriet, dass er sich in dieser Frage selbst noch vortastete, »dass die Natur unsere nächste Stufe sein wird. Die Vernunft hat jahrhundertlang ihr Bestes geleistet, bringt uns jetzt aber nicht mehr voran. Das kann sie auch gar nicht, denn sie kann nichts für das innere Leben tun, das doch die einzige Art von Wirklichkeit ist. Wir müssen zur Natur und zu einer von allem Äußerlichen gereinigten Intuition zurückkehren, müssen uns stärker auf das verlassen, was jetzt noch unbewusst ist. Müssen uns wieder auf die wohlwollende, würdevolle Lenkung durch das Universum besinnen, welche die Menschheit nach Überwindung ihres primitiven Stadiums als gleichfalls überwunden abgetan hat. Genauer gesagt: auf eine spirituelle Intelligenz besinnen, die sich deutlich von bloßer Verstandeskraft unterscheidet.«

Mit der Rückkehr zur Natur meinte er nicht die Rückkehr in die Barbarei. Mit seinen ungestümen Worten plädierte er nicht für eine Rückkehr in die Vergangenheit, sondern blickte eher nach vorn, so

schwer das zu verstehen sein mag. Er stellte sich ein Stadium vor, in dem die Menschheit, ausgerüstet mit den besten Ergebnissen rationalen Denkens, das instinktive Leben wieder aufnehmen konnte – ein Leben, das vom Fühlen *mit* der Schöpfung bestimmt sein würde.

Die moderne, übertrieben vergeistigte Persönlichkeit würde dann ihren angemessenen Platz weiter unten in der Hierarchie einnehmen, in der Rolle des Ratgebers anstelle des Anführers. Er nannte es »Rückkehr zur Natur«, doch ich hatte stets den Eindruck, dass er damit etwas anderes meinte: die Wiederentdeckung, dass die Menschheit Teil des Universums ist, das Gespür für unsere Verwandtschaft mit dem Kosmos, das den Menschen durch Anbetung des bloßen Intellekts abhandengekommen war. Heutzutage brüsteten sich die Menschen als vereinzelte, von der Natur abgetrennte Wesen mit ihrer Überlegenheit über die Natur. Im Gegensatz dazu setzte O'Malley auf die Entwicklung, vielleicht sogar Wiederbelebung, irgendeines makellosen Instinktes, der sich aus der Verwandtschaft von Mensch und Natur speiste. Auf die Spitze getrieben, bedeutete es, dass dieser Instinkt alle Lebewesen leiten würde, das Tier wie den spirituellen Menschen, die Wildbiene wie die Brieftaube. Und letztendlich auch die Gott suchende Seele.

Diese Leitlinie, wie er es nannte, kristallisierte die Ergebnisse seiner mentalen Kämpfe so deutlich und schlüssig heraus, dass er der eigenen geistigen Entwicklung gleichsam Einhalt geboten hatte.

Deshalb interessierte ihn bei der Begegnung mit der Schlange am wenigsten deren Bezeichnung oder Familienzugehörigkeit. Ihm ging es vielmehr darum – was seltsam, aber in seinem Denken nur folgerichtig war –, die seelischen Verknüpfungen zu erfassen, welche die Schlange, die Natur und ihn selbst mit der ganzen Schöpfung verbanden. Ganze Truppen abenteuerlicher Gedanken hatte er sein Leben lang ins Gefecht geschickt, um dieses Land spekulativer Träume in Besitz zu nehmen. Seiner Vorstellung getreu, »dachte« er mit seinen Emotionen genauso wie mit seinem Gehirn. In der fragmentarischen Aufzeichnung des Abenteurers, die dieses Buch vermittelt, ist diese seltsame, in ihm wütende Leidenschaft von Anfang bis Ende der entscheidende Schlüssel. Denn alles, was ihm zustieß, geschah zugleich in seinem Innern. Es

gelang ihm, die Erde in sein Dasein miteinzubeziehen, indem er mit ihr fühlte. Hingegen konnte er mit seinem Verstand dergleichen nur kritisieren und setzte es so zwangsläufig herab.

Häufig entschuldigte er sich auf die eine oder andere Weise für diese Herangehensweise, wenn er wieder einmal bis an die Grenzen jeglicher Glaubwürdigkeit vorgestoßen war. Im Gespräch trug er seine Thesen so brillant vor, dass sie überzeugend wirkten, doch als ich später dieselbe Geschichte schwarz auf weiß festgehalten sah, ließ diese Wirkung deutlich nach. Tatsächlich vermochte es keine Schriftsprache, diese außergewöhnliche Fracht zu transportieren, die er durch die instinktive Wahl gewisser Gesten, Blicke und Stimmmodulationen so mühelos übermitteln konnte. Bei ihm klang alles völlig einleuchtend.

O'Malley war noch nicht einmal 30 gewesen, als er einen Band, vielleicht auch zwei, mit seltsamen Erzählungen verfasst und veröffentlicht hatte. Alle handelten von Erweiterungen der Persönlichkeit – ein Thema, das ihn sehr interessierte und mit dem er sich auskannte, denn er bezog seinen Stoff vor allem aus eigenem Erleben. Alles, was mit Psychologie zu tun hatte, mochte es noch so fantastisch und spekulativ sein, verschlang er geradezu. Seine Visionen mochten zwar sehr viel großartiger sein als seine Formulierungskünste, dennoch besaßen diese seltsamen Bücher einen gewissen Wert und trugen auf originäre Weise zu den psychologischen Theorien bei. In England fielen sie selbstverständlich durch, aber die deutsche Übersetzung brachte O'Malley eine breitere und intelligenter Leserschaft ein. Die üblichen Leser waren mit Fällen wie denen von Sally Beauchamp, Hélène Smith oder Doktor Hanna nicht vertraut, deshalb empfand sie seine Studien über gespaltene Persönlichkeiten und einzigartige Erweiterungen des Bewusstseins lediglich als überspannte Ausgeburten zügelloser Fantasie. Aber es gab tatsächlich einen wahren Kern, auf den sich O'Malley in seinen Darlegungen stützen konnte: die persönliche Erfahrung. Hier und da hatten ihm die Bücher auch wertvolle Bekanntschaften eingebracht, darunter die mit dem deutschen Arzt Heinrich Stahl. Mit Dr. Stahl kreuzte er in einem unregelmäßigen Briefwechsel monatelang

die Klingen, bis die beiden Herren sich schließlich an Bord eines Dampfers trafen, auf dem der Deutsche als Schiffsarzt arbeitete. Die Bekanntschaft entwickelte sich zu einer fast freundschaftlichen Beziehung, obwohl die beiden Männer in ihren Theorien scheinbar völlig gegensätzliche Positionen einnahmen. Gelegentlich trafen sie sich immer noch.

O'Malleys äußere Erscheinung hatte nichts Ungewöhnliches an sich, mal abgesehen von dem Kontrast zwischen den hellblauen Augen und dem dunklen Haar. Ich glaube, ich habe ihn nie etwas anderes tragen sehen als den alten grauen Flanellanzug mit dem tiefen Revers und die abgewetzte, speckig glänzende Krawatte. Er war mittelgroß und so feingliedrig, dass seine Hände eher wie die eines Mädchens als die eines Mannes aussahen. Wenn er sich in Städten aufhielt, rasierte er sich und sah einigermaßen salonfähig aus, doch auf Reisen ließ er sich Schnauzbart und Vollbart wachsen und vergaß über Wochen, sich die Haare schneiden zu lassen, sodass sie ihm wirt in die Stirn und die Augen fielen.

Sein Verhalten hing von seinen abrupt wechselnden Stimmungen ab. Manchmal war er umtriebig und geistig hellwach, zu anderen Zeiten tagelang geistesabwesend, versonnen und so mit sich selbst beschäftigt, dass er die Außenwelt kaum wahrnahm. In solchen Zeiten bestimmte eher ein unbewusster Instinkt als die eigene Willenskraft sein Verhalten und seine Handlungen. Ein Grund für seine geistige Einsamkeit – die ihm das Leben zweifellos sehr schwer machte und ihn mehr als alles andere quälte – lag darin, dass Durchschnittsmenschen nicht wussten, wie sie ihn nehmen sollten, nicht sicher waren, welche seiner extremen Stimmungen den Mann eigentlich ausmachte. Sie schätzten ihn als unbequem, unzulänglich, schwer fassbar und alles andere als verlässlich ein und hatten damit aus ihrer Sicht auch sicher recht. Die O'Malley eigene Unausgeglichenheit führte dazu, dass seine Mitmenschen ihm die Anteilnahme und vor allem die Gemeinschaft, die er gebraucht hätte und nach der er sich wirklich sehnte, schlicht verweigerten. Mit Frauen verkehrte er kaum; in gewisser Hinsicht war ihm das Bedürfnis nach weiblicher Gesellschaft sogar fremd. Zum einen mochte das daran liegen, dass bei ihm selbst das weibliche Element besonders stark ausgeprägt war. Deshalb war er sich, anders als die meisten

Männer, der Unvollständigkeit des eigenen Daseins, der großen Lücke darin gar nicht bewusst, die Frauen so vorzüglich füllen können. Zum anderen führte diese Ignoranz – vielleicht zwangsläufig – dazu, dass die Frauen ihn überforderten, wenn sie tatsächlich einmal in sein Leben traten. Sie gaben ihm mehr, als er verkraften konnte, boten ihm mehr an, als er brauchte.

Vermutlich hat er sich nie im herkömmlichen Sinne »verliebt«, kannte jedoch sicher das Gefühl völliger Hingabe, einer Hingabe, bei der man sich ganz und gar in einem anderen Menschen verliert. Kannte die überschwängliche Liebe, die nicht nach Erfüllung durch Besitz des anderen strebt, da sie selbst nichts anderes als Besessenheit ist. Außerdem war O'Malley auch ein innerlich reiner Mensch, schon deshalb, weil es ihm nie in den Sinn gekommen war, sich anders zu verhalten.

Soweit ich seine komplexe Persönlichkeit überhaupt beurteilen kann, war er vor allem deshalb so einsam, weil er niemals ein mitfühlendes und wirklich verständnisvolles Ohr fand, dem er die tiefen primitiven Sehnsüchte, die ihm so sehr zu schaffen machten, hätte anvertrauen können. Diese Abkapselung von anderen Menschen machte ihm oft selbst Angst; sie bewies, dass der Rest der Welt, zumindest die geistig »normale« Mehrheit, solche Sehnsüchte wie die seinen strikt ablehnte. Selbst ich, der ich O'Malley liebte und ihm zuhörte, begriff nie ganz, worauf er eigentlich hinauswollte. Jedenfalls war das, was er spürte, weit mehr als der gewöhnliche »Ruf der Wildnis«. Eigentlich sehnte er sich gar nicht nach einer barbarischen, unzivilisierten Welt, sondern eher nach einer völlig von der Natur bestimmten, in der man die Zivilisation nie gekannt, vielleicht auch niemals benötigt hatte – nach einem Zustand der Freiheit in einem unbefleckten Leben.

Meinem Eindruck nach verstand er nie ganz, wieso er sich in so unversöhnlichem Widerspruch zur modernen Gesellschaft befand und warum Menschen sein Inneres so abtöteten, dass er sich, um wirkliches Leben zu finden, lieber der Natur zuwandte. Die Angelegenheiten, mit denen sich die Völker der Welt so ausschließlich befassten und belasteten, hielt er für offensichtlich selbstgefällig und nutzlos. Zwar hatte er sich selbst bei den größten Höhenflügen nie als einen Heiligen empfunden, aber es verwirrte und verblüffte

ihn zutiefst, dass die modernen Nationen die Bezwingung der Natur in all ihrer Vielfalt anscheinend für so viel wichtiger hielten als die Selbstbezwingung. Was die Welt gemeinhin »Wirklichkeit« nannte, betrachtete er als die geschmackloseste, oberflächlichste, flüchtigste, krasseste Un-Wirklichkeit. Seine Naturliebe speiste sich aus mehr als der bloßen Freude an ungestümen heidnischen Instinkten. Für ihn, der sich nach einem einfachen Leben sehnte, bedeutete sie den ersten Schritt zur Wiederherstellung eines edlen, würdigen, von Sklaverei befreiten Daseins. Indem man sich allem äußeren »Humbug«, den er so verabscheute, verweigerte, würde man die Seele von allen Fesseln befreien und sich so der spirituellen Entwicklung widmen können. Seiner Meinung nach erstickte, unterdrückte, zerstörte die moderne Zivilisation die Seele. Aber da O'Malley sich hoffnungslos in der Minderheit sah, hatte er das Gefühl, sich an irgendeinem Punkt geirrt, getäuscht zu haben. Denn offenbar waren sich ja alle Menschen, vom Politiker bis zum Lokführer, darin einig, dass die Anhäufung äußerer Güter nützlich war und der materielle Gewinn reale Bedeutung hatte ... Er selbst dagegen fand völlige Geborgenheit bei der Erde. Die weise, wunderbare Erde öffnete ihm ihre Seele und ihr großes Herz auf eine Weise, die anscheinend nur wenigen anderen Menschen zuteilwurde. Durch die Natur konnte er sich mit verbundenen Augen bewegen und dort trotzdem den Weg zu Kraft und Mitgefühl finden. Dann erwachte ein großmütiges, barmherziges Leben in ihm, das die kleinliche Welt der Menschen ihm verweigerte. Häufig verglich er die Unterstützung oder Kollegialität, die ihm der normale gesellschaftliche Verkehr und die scheinbar so erfolgreichen Zusammenkünfte mit seinesgleichen boten, mit der inneren Kraft, die ihm Ausflüge in die Wälder oder Berge verliehen. Die Wirkung solcher Treffen, sagte er, verpuffe meistens an einem einzigen Tag, hingegen halte die Wirkung der Natur an und verstärke sich sogar noch im Laufe von Wochen und Monaten.

Das mochte stimmen oder auch ein Verkennen der eigenen Stimmungslage sein – jedenfalls litt er lebenslang unter dem Gefühl freudloser Einsamkeit und wandte sich immer mehr von den Menschen ab und der Natur zu.

Noch etwas anderes fiel mir hin und wieder an ihm auf, so albern

es auch klingen mag: Tief in seinem Inneren verbarg sich irgendeine namenlose, undefinierbare Eigenart, die nahelegte, dass er besser in ein Leben gepasst hätte, in dem man die Zwänge der Konvention nie gekannt hatte – was etwas völlig anderes ist, als solche Konventionen bewusst zu missachten. Jedenfalls begegnete er der Welt mit kindlicher Unschuld, mit einer kaum vorstellbaren, überaus gewinnenden Naivität, die sich mittelbar darin zeigte, wie sehr ihn die modernen Verhältnisse belasteten. Das Gewicht, das der Zeitgeist der Technik beimaß, drückte ihn nieder; die Schnellebigkeit, den Luxus und die Künstlichkeit des modernen Lebens empfand er als entsetzliche Schikane. Die Abscheu vor Städten lag ihm im Blut.

Ich beschreibe ihn hier als einen von der Gesellschaft Ausgestoßenen, aber später wird deutlich werden, dass er sowohl freiwillig als auch unfreiwillig zu einem solchen geworden war.

»Die Welt hat durch Intellektuelle weit mehr verloren als gewonnen ...«

»Du träumst wohl, mein Lieber«, unterbrach ich ihn, allerdings voller Sympathie, da mir klar war, dass ihn solche Gedanken wie dieser trösteten. »Deine schöpferische Fantasie geht mal wieder mit dir durch.«

»Allerdings«, erwiderte er freundlich, »aber irgendwo gibt es einen Ort oder einen Seelenzustand – was dasselbe ist –, wo das mehr ist als ein Traum. Überdies werde ich dort irgendwann hingelangen, du alter Miesmacher.«

»Auf keinen Fall in England«, wandte ich ein.

Einen Augenblick lang starrte er mich völlig traumverloren an. Gleich darauf schnaubte er verächtlich, was typisch für ihn war, und gestikuliert so, als wollte er die Gegenwart noch weiter von sich wegschieben.

»Mir hat stets die östliche Anschauung zugesagt – falls sie nicht aus dem Osten stammt, ist sie zumindest alt –, dass tiefe Sehnsüchte dazu führen, einen Ort zu schaffen, wo sie sich erfüllen ...«

»Subjektiv gesehen ...«

»Selbstverständlich. Objektiv gesehen natürlich nicht vollständig. Ich meine damit ein Paradies, das man sich sein Leben lang durch die eigene Sehnsucht und heftiges Verlangen schafft. Das man

sich erdenkt. Es ist nichts anderes als die in einem selbst lebende Vorstellung!«

»Auch das ist nur ein Traum, Terence O'Malley.« Ich lachte. »Allerdings ein schöner, verführerischer Traum.«

Sich mit mir herumzustreiten langweilte ihn. Lieber brachte er eine bestimmte Sache vor, schmückte sie mit Einzelheiten aus, hauchte ihr Lebensatem ein und beließ es dabei. Seiner Ansicht nach setzten Auseinandersetzungen solche Dinge nur herab, ohne etwas zu klären; Kritik empfand er als destruktiv, sie verstopfe nur die Lebensquellen, meinte er. Jeder Schwachkopf könne herumkritteln. Die skeptischen Kleingeister seien stets Kritiker – und umgekehrt.

»Ja, ein Traum, aber ein verdammt guter, lass dir das gesagt sein«, rief er laut und fiel in seiner Begeisterung mal wieder in seinen irischen Dialekt. Einen Moment lang funkelte er mich wütend an, dann lachte er schallend. »Besser man hat geträumt und ist erwacht, als niemals geträumt zu haben.«

Und dann rezitierte er O'Shaughnessys leidenschaftliche Ode an die Träumer dieser Welt:

*Wir sind die Musikanten,  
wir sind die Träumer der Träume,  
streifen an einsamen Meeresbrandungen  
und sitzen an öden Flüssen;  
Weltverlierer und Weltverlassende,  
auf die der fahle Mond glänzt:  
Doch wir sind die ewigen Urheber und Beweger  
der Welt, so scheint's.*

*Mit wunderbaren, unsterblichen Liedern  
erbauen wir die größten Städte der Welt,  
und aus einer legendären Geschichte  
formen wir eines Reiches Ruhm:  
ein Mann mit einem Traum wird, nach Belieben,  
vorangehen und eine Krone erobern;  
und drei mit dem Takt eines neuen Liedes  
können ein Reich niederreten.*

*Wir, die in den Zeitaltern ruhen,  
in der vergrabenen Vergangenheit der Erde,  
bauten Ninive mit unseren Seufzern  
und Babel selbst mit unserer Heiterkeit  
und stürzten sie, indem wir der alten Welt  
die Werte der neuen verkündeten;  
denn jede Zeit ist ein Traum, der eben stirbt,  
oder einer, der gerade geboren wird.*

Denn diese Vorliebe für die schlichte Unschuld und Schönheit einer vergangenen Welt erfüllte O'Malley wie erotische Lust – nie versiegend und unersättlich.

»Warum sollte ich mich einsam fühlen? Ist unser Planet nicht in der Milchstraße?«

Henry David Thoreau, *Walden oder Leben in den Wäldern*

Der März war mit viel Getöse vergangen und der April brachte uns mit seinen duftenden Regenschauern einen köstlichen Frühlingshauch, als O'Malley in Marseille an Bord eines Küstendampfers ging, der Kurs auf die Levante und das Schwarze Meer nehmen würde. Der Mistral machte den Aufenthalt auf dem Festland unerträglich, aber rings um die Bucht galoppierten Schimmelherden unter einem Himmel, der so blau wie in der Kindheit leuchtete.

Das Schiff legte pünktlich ab – wie üblich war O'Malley erst in letzter Minute eingetroffen. Als er das überfüllte Oberdeck kurz musterte, fielen ihm der Mann und der Junge offenbar sofort auf. Anfangs wunderte er sich leicht darüber, dass sie etwas ungewöhnlich Unförmiges an sich hatten, als Nächstes darüber, dass er diesen Eindruck an keinen Einzelheiten festmachen konnte. Sie wirkten sehr viel stämmiger, als sie in Wirklichkeit waren. Fast hätte er gelacht, doch so weit kam es nicht. Denn dieser Anschein von Masse und Unförmigkeit, von gut ausgeprägten, doch fast höckerigen Schultern bestätigte sich bei genauer Betrachtung nicht. Es war nur ein subjektiver Eindruck. Der Mann war zwar robust und gut proportioniert gebaut, hatte einen wuchtigen Rücken und Nacken und einen ungewöhnlich kräftigen Rumpf, wirkte aber in keiner Hinsicht monströs. Aus dem Augenwinkel heraus betrachtet empfand man ihn als stämmigen Riesen, doch das war eine Falschmeldung des Gehirns, wie sich bei direktem Blick auf ihn herausstellte.

Die Aufmerksamkeit, die O'Malley ihm widmete, verwandelte sich schnell in Respekt. Vergeblich suchte er in der Ausformung des Rückens, des Halses und der Glieder nach etwas, das den merkwürdigen Eindruck des Gigantischen hervorrief. Der Junge an seiner

Seite, offensichtlich der Sohn, hatte dieselben, schwer zu fassenden Eigenheiten, die man nur spüren, nicht aber eindeutig erkennen konnte.

Während O'Malley zu seiner Kabine hinunterstieg, fragte er sich beiläufig, welcher Nationalität die beiden sein mochten. Er ging unmittelbar hinter ihnen. Als sich der Vater plötzlich zu ihm umwandte und sich ihre Blicke trafen, fuhr O'Malley so zusammen, dass er unfreiwillig französische und deutsche Urlaubsreisende anrumpelte.

»Du meine Güte«, schoss es ihm durch den Kopf, denn aus einem breitflächigen Gesicht, das trotz aller Schroffheit sanft wirkte, leuchteten ihm große, scheue Augen entgegen – Augen wie die eines Tieres oder Kindes, das in einer so großen Menschenmenge die Orientierung verloren hat. Es war nicht so sehr Angst oder Bestürzung, was aus diesen Augen sprach, sondern die vergebliche Suche nach einem Fluchtweg. Es war der Blick eines in die Enge getriebenen Geschöpfes. Zumindest anfangs. Denn unmittelbar darauf entdeckte der aufgeweckte O'Malley einen anderen Ausdruck darin: den Blick einer gehetzten Kreatur, die endlich einen Zufluchtsort entdeckt hat. Der erste Ausdruck schwand mit der Schnelligkeit eines Tieres, das in seiner Höhle Schutz sucht. Doch kurz zuvor hatte dieser Blick ihm noch blitzschnell eine Botschaft übermittelt. War es eine Warnung, ein Willkommensgruß, eine Erklärung gewesen? O'Malley fand kein passendes Wort dafür, aber diese Botschaft hatte ihm persönlich als Artgenossen gegolten.

Wie angewurzelt blieb er stehen und starrte den Mann an. Gern hätte er irgendetwas gesagt, denn der Mann hatte ihn ja offensichtlich dazu aufgefordert, aber seltsamerweise stockte ihm der Atem und er brachte kein Wort heraus. Der Junge sah ihn nur von der Seite her an und schmiegte sich eng an seinen Hüften von Vater. Dieser Austausch intensiver Blicke zwischen den drei Menschen mag zehn Sekunden lang gedauert haben ... Dann beendete der Ire, verwirrt und innerlich aufgewühlt, diese wortlose Vorstellung mit einer kaum merklichen Verbeugung und ging langsam weiter zu seiner Kabine im Unterdeck, wobei er, geistig völlig abwesend, gegen andere Passagiere stieß.

Tief in seinem Herzen erwachte eine undefinierbare Anteilnahme

an dem, was er in diesen beiden erkannt hatte. Es war eine Art innerer Verwandtschaft, die er aber noch nicht näher eingrenzen konnte. An der Oberfläche spürte er eine Emotion, die Beunruhigung oder auch Verblüffung sein mochte, doch darunter lag ein anderes, tiefer greifendes Gefühl, das diese Emotion fast verdrängte. Etwas überaus Gewinnendes in der Ausstrahlung von Vater und Sohn hatte ihn bei der wortlosen Begegnung unmittelbar angesprochen. Etwas Bedeutsames, auf seltsame Weise Verborgenes. Es war noch nicht so weit zum Vorschein gekommen, dass er sich dazu bekennen und es benennen konnte. Aber jeder von ihnen hatte es im anderen erkannt. Jeder wusste darum. Jeder wartete auf etwas. Und das verstörte ihn geradezu.

Ehe er auspackte, blieb er lange auf seiner Kojenpritsche sitzen und dachte nach ... Vergeblich suchte er in diesem Ansturm verblüffender Emotionen nach dem Begriff, der diesen Gefühls-wirrwarr zu erklären vermochte. Dieser merkwürdige Eindruck eines gewaltigen Körperumfangs, den der abschätzende Blick keineswegs bestätigt hatte. Dieser gehetzte Ausdruck eines Menschen, der Schutz sucht, abgelöst von einer Miene, die besagte, dass er plötzlich wusste, wohin er sich wenden konnte, sogar schon dorthin unterwegs war. All das, so spürte O'Malley, waren nur Erscheinungsformen ein und derselben Ursache. Es war dieses in dem Mann Verborgene, das sich auf unsichtbare Weise zu ihm ausgestreckt und sein eigenes Bewusstsein berührt hatte, als ihre Blicke sich kurz getroffen hatten. Und das verstörte ihn so heftig, weil dasselbe auch in ihm selbst verborgen lag, auch wenn er es nicht greifen konnte. Dieser Mann wusste, was es war; hingegen hatte er selbst bislang nur eine Vorahnung davon. Was war es? Und warum löste es sowohl ein Glücksgefühl als auch Angst in ihm aus?

Das Wort, dem er wie eine Katze, die den eigenen Schwanz verfolgt, hinterherjagte und um das sein Denken unablässig kreiste, ohne eine Erklärung zu liefern, war *Einsamkeit* –

eine Einsamkeit, die er sich selbst kaum eingestand und schon gar nicht gegenüber anderen geäußert hätte. Denn es war eine Einsamkeit, aus der er vielleicht bald erlöst werden würde. Und wenn man sie zu laut kundtat, würden vielleicht jene auftauchen,

die sich einmischen und es dadurch vereiteln würden. Außerdem waren der Mann und der Junge genau wie er auf der Flucht. Doch sie hatten einen Fluchtweg gefunden, waren zudem von sich aus willens und darauf bedacht, ihn auch anderen Gefangenen zu zeigen.

So weit konnte sich O'Malley einer Erklärung annähern und begann allmählich und mit außerordentlichem Hochgefühl einiges zu begreifen.

»Nun ja – und was hatte es mit diesem ungewöhnlichen Körperumfang auf sich?«, fragte ich, um einen eher trivialen Punkt aufzugreifen, nachdem ich so lange seinen Träumereien gelauscht hatte. »Wie hast du den gedeutet? Es muss doch sicher einen eindeutigen Grund dafür gegeben haben?«

Während wir neben der kurvenreichen Straße hergingen, drehte er sich zu mir um und richtete seine hellblauen Augen fest auf meine. An diesem Sommernachmittag erzählte er mir diese Geschichte zum ersten Mal.

Halb lachend, halb ernsthaft erwiderte er: »Der Körperumfang, das Stämmige, Kräftige an ihm, muss in Wirklichkeit wohl der Ausdruck einer geistig-seelischen Eigenart gewesen sein, die meine Psyche unmittelbar ansprach; es war kein durch die Augen vermittelter Eindruck.« In der mündlichen Erzählung benutzte er einen Vergleich, den er beim Niederschreiben weggelassen hatte. Denn natürlich war ihm wegen seines Humors klar, dass diese Sache, egal, in welche Sätze er sie verpackte, grotesk klingen musste, obwohl sie in Wirklichkeit weit davon entfernt und eher außergewöhnlich anrührend war. »Es war so, als wären der imposante Rücken und die kräftigen Schultern unter dem losen schwarzen Umhang, die wie Höcker wirkten, Auswüchse seines Inneren. Allerdings wirkten sie an sich nicht hässlich, sondern auf völlig natürliche Weise durchaus passend, weil sie seiner Person die Ausstrahlung gewaltiger Ausmaße verliehen. Sein Körper war zwar stämmig, jedoch normal proportioniert. Sein Geist aber verbarg eine andere Gestalt. Und ein Aspekt dieser anderen Gestalt sprach auf irgendeine Weise meine Seele an.«

Als er merkte, dass mir im Augenblick keine Antwort darauf einfiel, setzte er nach: »Vielleicht stellst du dir bei einem Mann,

der wütend ist, die Farbe Rot vor und bei einem eifersüchtigen Mann die Farbe Grün!« Er lachte laut. »Verstehst du es jetzt? In Wirklichkeit ging es gar nicht um eine körperliche Sache!«